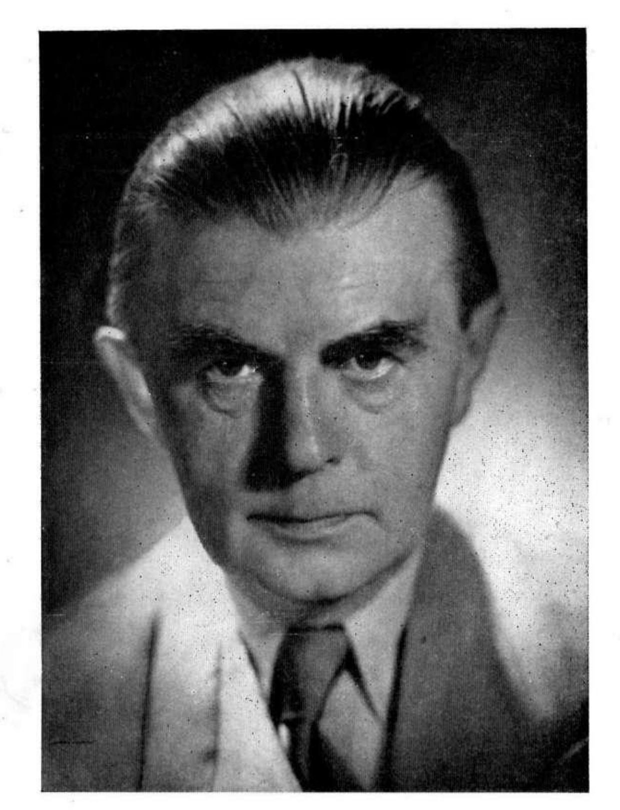


EDWIN ERICH DWINGER

DER CHRONIST UNSERER ZEIT

Von

Horst Friedrich List

1952

DIKREITER VERLAGSGESELLSCHAFT M.B.H.

Freiburg i. Br. — Frankfurt a. M.

Satz und Druck: Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt a. M.

Wer das Allgäu kennt, kennt auch die einsamen Höfe auf den grünen Teppichen geschwungener Höhenrücken, mit breit ausladendem Dach, mit buntbemalten Fensterläden und dem Blick auf die überwältigende Schönheit schroffer Felsmassive. Hier wohnt ein knorriger Menschenstamm, der sich mit Stolz „Einödbauer" nennt, Menschen wie die Landschaft, schweigsam und wahr, mit echter, aus dem Herzen kommender Gastfreundschaft und einem Blick, in dem sich das gewaltige Panorama der urwüchsigen Natur widerspiegelt.

In dieser Landschaft wohnt Edwin Erich Dwinger, fern vom Verkehr der Straßen, weit ab von dem geschäftigen Treiben einer organisierten Fremdenindustrie, am Rande eines unwegsamen, holprigen Feldweges, den man entlanggeht, ohne das weiße Haus auf dem Kamm des Sulzberges zu entdecken. Der Weg führt zwischen grasbewachsenen Hängen hin, durch Wiesen, die den Tritt des Fußes wie ein Meer in sich schlucken, und Koppelzäune stehen zu beiden Seiten des Pfades, hinter denen grau-braune, glatte Allgäuer Rinder weiden. Millionen gelber Margueriten leuchten zwischen Klee und Zittergras, in der Talsohle stehen die dunklen Wälder und schieben sich in der Ferne dem Gebirgsmassiv zu, das nackt und steil zum Himmel aufragt, und über dessen Gipfel die österreichische Grenze verläuft. Haus und Eingang findet man nur nach langwierigem Suchen. Ein steiniger Pfad schlängelt sich den Berg empor,

mündet in ein kleines Gehölz aus Tannenbäumen, die dort stehen wie zu Weihnachten, und Lärchen wachsen schlank=gliedrig und mit hellgrünen Nadelspitzen rund um das große Haus herum. Grillen zirpen, das Summen von Milli=arden von Insekten erfüllt die Luft, und über die Wiesen zieht der würzige Geruch von frischem Heu, das Klingen entfernter Kuhglocken und der Friede und die Einsamkeit einer von der Hast des Lebens noch unberührten Natur.

Das ist ein Arkadengang. Geschmiedete Gitter vor den Fenstern lassen das Haus wie eine Festung wirken, und neben der Türe verrät kein Schild, wen das Gebäude be=herbergt. Die Türe ist verschlossen. Ein schmaler Weg geht durch Blumenbeete hindurch um das Haus herum, und plötz=lich öffnet sich dem Beschauer eine weite, grasbewachsene Veranda mit niedriger Brüstung, und die Berge scheinen nun um ein Bedeutendes näherzukommen, gleichsam ein Gruß der Landschaft an den Gast. Die Stille ist von greif=barer Dichte, und wäre nicht das Schwirren im Reich des Kleinsten, man könnte glauben, einen Teil dieser Welt be=treten zu haben, aus der das Laute, das Hektische und Un=echte verbannt ist. Tot liegt das Gebäude da, aber es scheint ein Schlaf der schöpferischen Einfalt zu sein, ein Atemholen für Kommendes.

Ein schlanker, feingliedriger, mittelgroßer Mann tritt aus dem Haus auf die Terrasse, in grünem Janker und mit grauen, langen Hosen, mit grünen, breiten Biesen besetzt. Angegrautes, glattes Haar, scharfe Augen und mit einer Sicherheit der Bewegung, die Beherrschung und Selbstver=trauen verrät. Edwin Erich Dwinger, der große Chronist unserer Zeit. Edwin Erich Dwinger, der Einödbauer, Dwinger, der Pferdezüchter, der Jäger und Weltmann. Nie=mand sieht ihm seine vierundfünfzig Jahre an, und auch

nicht das Schicksal seiner Jugend, das seinen künstlerischen Weg bestimmte. Wenn er spricht, redet er mit abwägender Überlegung, bedenkt jedes Wort, und von dem, was er sagt, ist nichts zuviel und nichts fortgelassen. Es ist Energie hinter allem, ein zäher, gebändigter Wille, dem sich Geist und Phantasie unterzuordnen hat. Sicherheit spürt man, eine genaue Ordnung seines Lebens, das nach einer chaoti=schen Jugend nun zur Ruhe gekommen ist, damit sich das kristallisiert, was als Eindrücke eines empfänglichen Geistes der Formung und Niederschrift harrt.
Die Klarheit seines jetzigen Daseins geht aus allen seinen Handlungen hervor, daraus, wie er mit dem Verwalter redet, sich mit den Leuten seines Gutes, das keine dreihundert Meter von dem eigentlichen Wohnhaus entfernt liegt, unter=hält, an allem brennenden Anteil nimmt, weil Bauer=sein keine Marotte von ihm ist, weil er kein bäuerliches Pseudo=Leben als schriftstellernder Weltenbummler führt, sondern weil das natürliche Leben im Angesicht der Berge, der Wei=den und des Viehes eine Notwendigkeit für ihn darstellt, eine Quelle ist, aus der er seine Kräfte schöpft. Erde ist der Hort, in der der Mensch wurzeln sollte, denn das Verständ=nis menschlicher Handlungen kommt doch nur aus dem Sich=festkrallen am Boden, der Verwachsenheit mit dem eigenen Haus, dem Stück Land, auf dem man Blumen pflanzt oder Bäume, und das ein Stück der eigenen Heimat ist.
Klare Luft des Gebirges und klares Denken wehen durch die Räume, und das große Arbeitszimmer, ganz getäfelt mit riesigen Bücherregalen, mit dem Extrakt der Weltliteratur und des Geistes der größten Denker der Menschheit, re=flektiert ein wenig von der Geradlinigkeit des Schriftstel=lers, der in allen seinen Werken niemals einen Kompromiß suchte, oder bereit gewesen wäre, seine Anschauungen zu=

gunsten bequemer Konventionen zu veräußern. In dem großen Zimmer mit dem Blick auf die Gipfel des Massivs des Säulings bei Füssen, vor dem Kamin mit den schweren Sesseln für stille Winterstunden, entstanden die großen Werke der letzten zehn Jahre, die Chronik vom Untergang Ostpreußens, die Tragödie General Wlassows und der Schwanengesang des Kosakentums. Während der Sommer ausschließlich der Landwirtschaft gehört, wo es Sorgen um die Einbringung der Heuernte, um den günstigen Verkauf eines Kalbes und um die tausenderlei Dinge gibt, die die Landwirtschaft zu allen Zeiten begleiten, wo die nahen, dichten Wälder, die sich bis zum Gebirge hinziehen, als unerschöpfliches Wildreservoir zur abendlichen Jagd auf Wildschwein, Reh und Hirsch locken, bleibt der Winter der schriftstellerischen Arbeit vorbehalten.

Zweierlei Mensch, Bauer und Schriftsteller, und jeder dieser beiden Menschen in Dwinger ist sowohl Schriftsteller als auch Bauer aus innerster Berufung, leidenschaftlich und mit ganzem Einsatz seiner faszinierenden Persönlichkeit. So mag der Sommer in zweifacher Hinsicht als eine Zeit der Reife betrachtet werden. Mit der Vollendung des Kreislaufs der Natur über Saat zur Ernte vollzieht sich die Geburt der Idee als schöpferischer Akt, und der Winter sieht den Schriftsteller an der Ausarbeitung des Gedankengutes, das ihm während des Sommers zugewachsen ist. Der Rhythmus des Lebens greift so über die sinnfälligen Erscheinungen im Ablauf der Landwirtschaft hinüber auf das Gebiet des Geistes, und die Niederschrift des Werkes im Angesicht der beschneiten Berge erscheint wie ein sorgsames Behüten und Bewahren vor den Stürmen unserer Zeit.

Was ist nun Dwingers künstlerisches Anliegen? Wo ran= giert er in der Einstufung in literarische Maßstäbe? Ro=

mancier? Nein, Dwinger ist in diesem Sinne kein Romancier. Dwinger ist Chronist, der unbestechliche Schilderer einer aus den Fugen geratenen Welt. Diese Welt ist die unsere, ein Jahrhundert, in dem der Krieg regiert, in dem der Krieg die Menschen geformt und gewandelt hat. Die Allmacht Krieg zerstörte Werte, die seit Generationen fest und unerschütterlich schienen, sie warf den Menschen aus seiner festgefügten Bahn wie ein Blatt in den Wind hinein. Ein Zeitalter des Grauens und des Irrsinns. Aber die Zeit brachte auch eine neue Aera der Bewährung mit sich. Sittliches Empfinden, während bürgerlicher Sattheit und Sicherheit dem Wohlbehagen und der Bequemlichkeit geopfert, fand einen Weg zum Durchbruch. Kameradschaft blühte aus dem Furioso auf, Hilfe kam von Seiten, von der sie in normaler Zeit nicht erwartet worden wäre. Der Mensch stand in der Bewährung, und die Zeit schied unbarmherzig die Spreu vom Weizen. Was aus dem Inferno hervorging, es hatte andere Maßstäbe angenommen. Die Begriffe und Werte verschoben sich, Bedeutungsvolles wurde zum Überflüssigen, Nebensächliches zum Lebenswerten. Die große Wandlung vollzog sich durch das Schwert des zwanzigsten Jahrhunderts.

Kriege sind keine Randerscheinungen der menschlichen Geschichte, keine Einzelfälle, sie sind menschliches Schicksal und bestimmende Faktoren unser aller Dasein. Immer haben die Menschen im Schatten der Kriege gelebt, von Anbeginn an war der Kampf, die Eroberung und die Verteidigung um Besitz und Lebensrechte. Es wäre müßig, am Faktum des Krieges mit verschlossenen Augen vorübergehen zu wollen. Keiner entzieht sich seiner Macht, seiner Umwälzung und seines Einflusses. So, wie es kein Abschließen vor dem Leben gibt, so gibt es auch keine Flucht vor dem Krieg. Die

Menschheit ist ihm ausgeliefert, und sie muß sich mit ihm abfinden. Das Erkennen der Unabdingbarkeit des Krieges, die nackte Schilderung der Apokalypse ist die Berufung und Aufgabe des Dichters. Realität wird gefordert, das So=war=es=und=nicht=anders, und der literarische Realismus wird hier zu einer zwingenden Notwendigkeit, denn was bedeutet Realismus weiter, als die Darstellung der Wahrheit? Sie wird brutal sein dort, wo der Mensch sich seiner mensch=lichen Würde entäußert, zart im Zusammenspiel der Ge=schlechter, die auf dem brodelnden Vulkan ein letztes Lebensglück im Angesicht der Vernichtung suchen, männ=lich in der Aufopferung, in Kameradschaft und Pflicht. Hat nicht der Krieg das Dasein unserer Generation bestimmt? Hat er nicht Eigentum und Leben vernichtet, den moralischen und sittlichen Halt des Einzelnen geschwächt, ihn mit ande=ren, gültigeren Maßstäben sehen gelehrt? Sicher, der Krieg ist eine Geisel der Menschheit, aber er wird sich nicht ban=nen lassen, weil Kampf ein Urelement aus den Tagen des ersten Lebens dieser Welt ist. So ergibt sich auch not=wendigerweise die Berechtigung des Dichters, den Krieg als gewaltiges Panorama hinter die Handlung von Roman und Bericht zu setzen. Das Thema des Krieges erhält durch die immense Bedeutung für alles Leben seine moralische Recht=fertigung.

Es war nicht nur das Erleben, das Edwin Erich Dwinger zur Gestaltung hinzog, es war auch die Erkenntnis, daß die Menschheit aus der Schilderung des Grauens und der sinnlo=sen Vernichtung vielleicht doch eines Tages zu der Überzeu=gung käme, daß der Krieg ihrer unwürdig sei, weil er der Be=gnadung des Menschen als Abbild Gottes Hohn spricht. Ihm den Spiegel der Leidenschaften, der Verworfenheit und der Würdelosigkeit vorzuhalten muß für ewig das innerste An=

liegen des wahrhaftigen Dichters sein. Es gibt für einen Schriftsteller wohl keine größere Aufgabe, als Mittler seiner Zeit zwischen dem Geschehen und dem Verständnis durch den Menschen zu sein. Das „Erkenne dich selbst" des griechischen Humanismus ist eine dichterische Verpflich=tung, die nicht ernst genug genommen werden kann. Edwin Erich Dwinger besitzt diesen Ernst und das künstlerische Verantwortungsbewußtsein. Ohne Kompromiß und ohne Konzessionen an einen literarischen Zeit= und Publikums=geschmack geht er seinen Weg. In seinen Büchern stehen Ereignisse und Menschen auf, die das Schicksal eines jeden von uns sein könnten, und die das Schicksal lebendiger Menschen waren. Chronist sein ist eine hohe Verantwor=tung, die nur erfüllt werden kann durch tiefes Miterleiden, durch die Kenntnis der Zeitläufe und der Bedeutung ihrer Beziehungen zueinander. Das setzt einen politischen Instinkt voraus. Ohne dadurch zu einem politischen Schriftsteller zu werden, muß die Zeit anhand ihrer Erscheinungen analy=siert werden. Tatsachen sprechen lassen, die kalten, furcht=baren Zahlen mit blutvollem Leben erfüllen, aus der Masse der Schicksale das Eine herausgreifen und als Gemeinsames exemplifizieren, so zeichnet Dwinger unser Jahrhundert. Einen weiten Weg galt es für ihn zurückzulegen. Die Ge=sichte seiner dichterischen Sendung fielen ihm nicht von ungefähr in den Schoß. Echte Dichtung ist nur aus dem Er=leben heraus schöpferisch zu gestalten. Erleben setzt aber auch Mitleiden voraus, und das Mitleiden bringt die Reife. Es ist das Schicksal der letzten Generationen, daß sie ihre Jugend verkaufen mußten, um auf den Schlachtfeldern der Welt geopfert zu werden. Die Tragödie der Menschheit wiederholt sich in stetem Fluß, kaum der Schulbank ent=ronnen, mit der Begeisterung ihrer sechzehn oder siebzehn

Jahre empfängt sie das Furioso des Krieges. Das war zu
Beginn der ersten Weltkrieges ebenso wie während des
letzten. Edwin Erich Dwinger empfand die gleiche vater=
ländische Begeisterung, wie sie der gesamten Jugend der
vierzehner Jahre eigen war. Vom Vater her, der als echter
Holsteiner sein Leben lang zur See gefahren war, der unter
Wissmann Ende des neunzehnten Jahrhunderts Ostafrika
für Deutschland gewinnen half, empfing er das Soldatische,
von der Mutter, einer Russin, das Empfindsame, das ihm
das Geschehen miterleben ließ. So hatte er von Jugend auf
eine innige Bindung zu dem Riesenreich Rußland, das er
sobald von seiner unbarmherzigen und grausamsten Seite
her kennenlernen sollte.
Als der erste Weltkrieg beginnt, ist er kaum sechzehn
Jahre alt. Aber schon hatte sich das Erbe seiner Mutter ge=
meldet, das Verträumte, Lyrische hinter der äußeren, stache=
ligen Hülle seiner Jünglingsjahre. Gedichte waren geschrie=
ben worden, in stillen, heimlichen Stunden, aber diese
Gedichte waren noch kein Kriterium seiner späteren künst=
lerischen Berufung, weil das Erlebnis fehlte, die Erschütte=
rung, die die Reife verhieß. Daß er überhaupt an die Front
kam, verdankte er einem frommen Betrug. Nur die Ulanen
kamen für ihn als Waffengattung in Betracht. Pferde mußten
es sein, und ein echter Mann war nur auf dem Rücken eines
Pferdes denkbar. Bei unzähligen Regimentern wurde er
vorstellig, „aber man streichelte mir die kindlichen Wangen,
statt mir als jungem Ulanen die Hand zu drücken, bis ich
in meiner Verzweiflung zu einer Notlüge griff, mein Alter
bei der Angabe um ein Jahr hinaufsetzte." Als Fähnrich
kommt er im zweiten Kriegsjahr an die Front, aber die
reiterliche Herrlichkeit währte nicht lange. Vor Mitau, nach
dem letzten Reiterzug der Kriegsgeschichte, dem unauf=

haltsamen Siegesritt durchs weite Kurland, schossen ihn die Kosaken vom Pferd.
Schwer verwundet gerät er in russische Gefangenschaft, und hier erfährt er erstmals bewußt die Beglückung kameradschaftlicher Hilfe durch den Mitmenschen. Bruno Brehm ist es, der ihm in einem Moskauer Lazarett das Leben rettet, Bruno Brehm, der in seinem ersten Buch vom Erlebnis des Krieges, „Armee hinter Stacheldraht", ein Denkmal gesetzt bekommt. Jener Brehm, der sich in dem Fluß des Leides nicht mehr an den blutjungen Fähnrich im Mannschaftssaal des Kriegsgefangenenlazarettes erinnern kann, als er viele Jahre später einen Brief Dwingers erhält, in dem der Fähnrich mitteilt, daß er ihn seit Kriegsende überall in Deutschland und Österreich gesucht habe, um ihm zu danken. Und da wird Brehm erstmals auf den Schriftsteller Dwinger aufmerksam, er liest die „Armee hinter Stacheldraht", und eine furchtbare Erschütterung befällt ihn, als er die Orte menschlicher Erniedrigung und unsagbaren Leidens aus den Seiten der Chronik wieder aufsteigen sieht. Keiner wäre berufener, über die Qualität der Dwinger'schen Arbeiten auszusagen, als der Dichter Brehm, der als Augenzeuge die Passion der Kriegsgefangenschaft, wenn auch aus dem Lager der Offiziere, aber doch aus unmittelbarer Nähe miterlebte. „Daß Dwinger mit keinem Wort übertrieben hatte, das konnte ich für jenen Teil bezeugen, den ich selbst miterlebt hatte — ach — und das andere, das Schrecklichere, das hatte ich ja immer geahnt." In seiner Schilderung vom ersten Zusammentreffen nach dem Krieg mit Dwinger berichtet Brehm über die Objektivität des ehemaligen Fähnrichs: „Dwinger hat soviel russisches Blut in seinen Adern, um auch die Russen verstehen zu können, alles, was geschieht, ist unausweichlich wie das Schicksal selbst."

In russischer Gefangenschaft setzen die Tagebuchaufzeich=
nungen Edwin Erich Dwingers ein. Zunächst nur als Fixie=
rung des Erlebten gedacht, als ein Festhalten menschlicher
Situationen in der Not und dem Elend der Gefangenschaft,
werden diese Aufzeichnungen jedoch bald bewußt nieder=
geschrieben, weil Dwinger die gewaltige Aufgabe in sich
fühlt, die seinem späteren Leben Halt und Inhalt geben
soll, Chronist dieser Zeit zu sein, um mit unbestechlicher
Wahrheit und Genauigkeit das der Mitwelt zu berichten,
was über das Ertragen des Menschen hinauszugehen scheint.
Schmutzige Zettel sind es, blutgetränkt, auf denen der junge
Fähnrich seine Notizen macht, und er verbirgt sie sorgsam,
um sie später mit in die Heimat zurückzunehmen. Doch
sind die Eindrücke, die Dwinger in Gefangenschaft erfährt,
so stark, daß sich kein Abstand von ihnen gewinnen läßt.
Er lebt inmitten des Todes und des Dahinsiechens, und die
Erbschaft seiner russischen Mutter, die verträumte Romantik
und ein starkes Gefühl für Ästhetik, brechen wieder vor,
lassen ihn den Stift ergreifen, und er schreibt Gedichte, wie
in seinem zwölften Lebensjahr, mit denen er der Gewalt
des Tagbewußtseins entgegentreten will. Vielleicht ist es
eine Flucht aus den Regionen der Verwesung und Erniedri=
gung in eine reine Sphäre materieloser Vergeistigung,
„Dwingers Elfenbeinturm", den er als Mauer gegen die
Brutalität und die Willkür der Gefangenschaft setzt. Die
Verträumtheit des jungen Fähnrichs soll auch in der ersten
Periode seines schriftstellerischen Schaffens ihren Einfluß
geltend machen.

Fünf lange Jahre sibirischer Gefangenschaft gilt es zu er=
tragen, eine abenteuerliche Flucht durch die Weiten Ruß=
lands, bei denen er wie weiland Simplizius Simplizissimus
zwischen die Kämpfe des weißen und des roten Rußlands

gerät, Dienst in der Armee Koltschaks nehmen muß, und als er endlich seine alte Heimat wiedersieht, da ist seine Gesundheit gebrochen. Er war nie einer der Kräftigsten, kein Muskelprotz, aber vielleicht verbarg sich in seinem sehnigen Körper mehr Zähigkeit, als mancher in die russische Kriegsgefangenschaft mitzubringen hatte. Zwei Jahre bewilligten ihm die Ärzte an Lebenszeit, und das Dasein schien sinnlos angesichts der Tatsache, daß er alle Strapazen, alle Demütigungen und Entbehrungen der russischen Winter und der Einsamkeit ertragen hatte, um nun in der Heimat einem schnellen, unaufhaltsamen Tode zuzusiechen. Da war es das Erbe seines Vaters, das „dennoch" des bewußt lebenden, weltbereisten Offiziers, das ihn einen letzten, entscheidenden Versuch wagen ließ. Lungenkrank und mit schwerem Magenleiden, mit täglichem hohem Fieber, das ihn „mit leisem Seegang in den Schlaf wiegte", zog er ins Allgäu in die Nähe eines Lungenheilsanatoriums, erwarb dort mit Hilfe seines besten Freundes einen kleinen Bauernhof, und die nächsten Jahre sehen ihn als seinen eigenen Knecht. Die schwere körperliche Arbeit auf sonnenüberfluteten Feldern, in der klaren Luft der tausend Meter hohen Berge vollbrachte das Wunder. Dwinger genaß, und mit der Wiedergesundung endet der erste Abschnitt seines Lebens.

So, wie er heute auf der Höhe seines Lebens steht, ein Mann mit festumrissenen Ansichten, abwägend und sondierend, verrät nichts den weiten Weg, den er zum Erfolg zurücklegen mußte. Man hat Dwinger nach dem letzten Krieg zu Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe mit den Machthabern des vergangenen Reiches paktiert, Dwinger sei Nationalsozialist aus Überzeugung gewesen. Edwin Erich Dwinger hatte mit diesen nichts gemein, als einen tiefen,

eingefleischten Haß gegen den Bolschewismus, der bei ihm nicht Ausdruck einer politischen Mode oder diplomatischen Notwendigkeit war, sondern der aus der Erkenntnis geboren wurde, daß die Dämonie des Ostens eine lebenszerstörende Gewalt für den europäischen Humanismus darstellt. Er bekämpft den Bolschewismus wo immer er Gelegenheit dazu findet, aber, im Gegensatz zu den primitiven Ansichten der ehemaligen Reichsregierung über das östliche „Untermenschentum" der hyperophe Glaube des „reinrassischen Ariers", etwas Besseres zu sein als der „minderwertige Slave", liebt Dwinger den russischen Menschen, und er macht keinen Hehl daraus. Diese Liebe hat bei ihm etwas Großartiges, weil sie echt ist trotz der Entsagungen, die es in den Weiten des russischen Reiches für ihn und die Hunderttausend anderen Kriegsgefangenen durchzustehen galt. Darin liegt auch seine Objektivität als Chronist begründet, daß er kein einseitiges Bild zeichnet, hier Deutscher im Elend — und in der Not des Körpers und des Geistes, und auf der anderen Seite der russische Mensch als verschlagener grausamer Soldat, als Menschenschinder und Bestie, sondern daß er der Wahrheit Ehre angedeihen läßt, und mit gleicher nüchterner Sachlichkeit die abwegigen Charaktereigenschaften der Gefangenen schildert, das Abgleiten und die Haltlosigkeit ohne die einzwängende Pflicht eines wohlgeordneten Tagesablaufs. Dwinger ist kein Feind Rußlands, er ist ein Feind des Bolschewismus. Aus der intuitiven Kenntnis der russischen Seele, die ein Erbteil seiner Mutter ist, wägt er das Menschliche, das ihm während seiner Gefangenschaft widerfahren ist, gegen das Los des Gefangenen ab. Es ist eine Rechnung, die zwar nicht aufgeht, und die auch nicht aufgehen kann, aber Dwinger empfindet das Menschliche als etwas Befreiendes, als ein fernes Ziel

eines neuen, vernünftigeren Menschengeschlechtes, das viel=
leicht einst dem Planeten ein anderes Gesicht geben könnte.
Solange der Krieg mit seinen Schrecken und Grauen nicht
aus dem Dasein gebannt ist, gilt es, seinen Flügelschlag zu
zeigen als eine ständige Mahnung, als ein Anruf an die
Vernunft für diejenigen, die für ihn verantwortlich sind.
Außer diesem hat Dwinger nichts gemeinsam mit dem
Nationalsozialismus, und daß er ihm nicht genehm war,
ging allein aus der Tatsache hervor, daß seine Bücher wäh=
rend des deutsch=russischen Bündnisses nicht mehr verkauft
wurden. Dwinger war unopportun geworden. Politische Er=
fordernisse verlangten, daß der größte deutsche Mahner
vor den Gefahren des Bolschewismus mundtot gemacht
wurde. Daß es ein schwerwiegender Fehler war, sah man
zu spät ein. Nein, Dwinger ist kein politischer Mensch, kein
Schriftsteller einer politischen Tagesaktualität, seine Kennt=
nis der bolschewistischen Gefahr kommt aus früheren
Zeiten, als die der Machthaber des vergangenen Regims.
Man benutzte seinen Namen, solange er für den Staat von
Nutzen, solange sein Werk den Zielen der Politik dienlich
war, pries ihn mit lautem Mund, aber man verstand ihn
nicht. Der Staat machte sich nicht die Mühe, dem inneren
Anliegen Dwingers ein aufmerksames Ohr zu schenken,
weil man ja der Ansicht war, alles selber viel besser und
umfassender zu verstehen. So standen nun die Bücher
Dwingers während des letzten Reiches unter einem un=
günstigen Stern, weil man ihn für eine Propaganda be=
nutzte, die seinem literarischen Wesen nicht entsprach.

Während seiner Gesundung inmitten bäuerlicher, schwerer
Handarbeit überfällt ihn wieder der Hang zum Schreiben.
Die Verbundenheit mit der Natur, das innige Verhältnis
zwischen Mensch und dem Leben treibt ihn zur dichterischen

Aussage. Noch bleibt er im Romantischen, im Gefühlsüberschwang, der sich in seinen ersten beiden Büchern äußert, im „Korsakoff" und in den „Zwölf Räubern". Der Abstand zu den Dingen seiner russischen Erlebnisse und Eindrücke ist noch nicht gefunden. Gewiß schöpft er seine Gestalten aus der Welt des großen zaristischen Reiches, — die Namen deuten es bereits an — aber noch liegt ihm die Darstellung der Passion des Leidens fern, noch ist alles in ihm im Gären und Wachsen. Der tiefe Friede, der ihn in seiner neuen Heimat umgibt, findet in den Eingangszeilen des „Korsakoff" seinen Niederschlag. „Ich lebe jetzt im Wald, ich liebe den Wald überall. Er ist weit und kühl und verschwiegen. Er belästigt niemanden, aber er hört jedem zu. Er versteht alles und hat ein tiefes und unendliches Herz. Es ist ein Teil des Ewigen im Walde." Es sind Jugendwerke, „Korsakoff" sowohl als auch „Die zwölf Räuber", und von dem wahren Dwinger, der in seinen späteren Büchern eine Welt aufhorchen lassen soll, ist noch wenig zu spüren. Das Verhangene, Weiche in beiden Werken mag ein Ausdruck seines mütterlichen Erbes sein. Besonders „Korsakoff", die Geschichte des emigrierten Fürsten und seiner Liebe zu einer Frau beginnt in unendlicher Stille und seelischer Geborgenheit, um nach einem Anlauf zur Höhe männlichen Lebens durch verschenkende Liebe mit dem Gang zum Kloster zu enden. Es ist nicht Zufall, daß Dwinger in der Ich-Form schreibt. „Ich liebe den Wald überall." Er war müde, er kam krank aus Rußland zurück, er floh die Menschen und suchte seinen Weg. Er ist Korsakoff in vielem, im Überschwang der Gefühle, im Lyrischen und im Suchen. So steht das erste Buch Dwingers am Anfang einer Entwicklung, die schon die Ansätze zum Epischen spürbar werden läßt. Zwischen diesem Buch und den „Zwölf Räubern" liegt „Das

letzte Opfer", nachmals Aussage seiner selbst, Rechenschaft über Erreichtes, die Wandlung des Fähnrichs vom todkranken Heimkehrer zum bodenständigen Bauern. Dann „Die Zwölf Räuber" eine alte russische Legende, in der der Häuptling plötzlich vom Geist des Herrn angerührt wird, und fortan nur noch der Menschheit, Gott und seinen Tieren lebt. Viktoroff, der ehemalige Kommissar des bolschewistischen Rußlands, er ist der Hauptmann der Räuber, und wie weiland der heilige Franz von Assisi sucht er im Angesicht des Meeres und in der Heimat fremder Menschen das Auge Gottes in dem Wesen der Tiere. Wieder ist es das Thema vom inneren Frieden, von der Suche nach der Harmonie des Daseins, dem Leben in einer neuen, menschlichen Erkenntnis. Aber wie auch in „Korsakoff" gibt es keinen endgültigen Frieden, die Erlösung liegt nicht in der Frau und in der Liebe, wie Dwinger die Beziehungen des Mannes zu der Frau stets als untergeordnete Rolle betrachtet, die Erlösung scheint ein Phantom, das niemals greifbarer Besitz des Menschen werden kann. So bleiben die Gestalten Korsakoff und Viktoroff Randfiguren der menschlichen Gesellschaft, träumende Außenseiter, die ein geistiges Reich ersehnen, das ewig Wunschbild ihrer Phantasie ist. Mit diesem dritten Buch der gleichnishaften Handlung vom Tatmenschen Viktoroff zum Suchenden schließt die erste schriftstellerische Periode Dwingers ab.

Jetzt scheint der Abstand gewonnen, aus dem heraus die Bewältigung des russischen Erlebnisses einzig möglich ist. Dwinger tritt aus dem Kreis des Lyrischen in die Front des Epischen ein. Damit kommen wir zu einer Analyse seiner Sprache. Schon im ersten Werk zeichnet sie sich klar ab, ein Stil voll innerer Spannungen mit einem unbändigen Zug ins Große, Überwölbende, Monumentale. Dann wieder

Aufgliederung, feinstes Ausfeilen von Details, eine scharfe, schlagende Dialogführung, kurze, hiebartige Sätze, die dazu angetan sind, Situationen zu schildern, die in ihrer Stärke und Eindringlichkeit nur diese satzmäßige Kurzfassung vertragen, sollen sie nicht in ihren Wirkungen verflachen. Aus dem Fluß des Erzählens kristallisieren sich stark profiliert die verschiedenen Vorgänge heraus. Erbteile beider Eltern, das Weite, fast Horizontlose des Russischen und das Grenzenlose des Nordischen, vereint in der Vorliebe zur literarischen Überhöhung, väterliches, soldatisches Erbe, das die Dialogführung bestimmt, und das Verträumte, der Schleier der russischen Seele seiner Mutter, das ihn die Natur als lebendes Wesen sehen läßt, das ihm die Empfindung für innerste, menschliche Vorgänge öffnet. Nordisches und Russisches kommt in Dwinger zu einer fruchtbaren Verbindung, dem er seine schriftstellerischen Erfolge verdankt. Ein Jahr nach dem Erscheinen der „Zwölf Räuber" kommt sein Buch „Armee hinter Stacheldraht" heraus, das erste Buch der Trilogie der deutschen Wende 1914—1924, die unter dem Gesamttitel „Die deutsche Passion" nicht nur den Zusammenbruch des kaiserlichen Heeres in den Weiten Rußlands, seine Gefangennahme und Verschleppung in die namenlosen Lager Sibiriens schildert, sondern den Untergang der russischen Kultur durch die zerstörerischen Kräfte des Bolschewismus zum Inhalt hat, die Kämpfe „Zwischen Weiß und Rot", die Selbstzerfleischung eines Volkes, dem Krieg nicht mehr Notwendigkeit, Abwehr und Erhaltung, sondern zu einem sinnlosen Selbstzweck geworden war. Der letzte Band „Wir rufen Deutschland" gilt der Heimkehr und dem Vermächtnis, dem Deutschland der Jahre 1921 bis 1924, von dem die Kriegsgefangenen während der klirrenden Winternächte in Rußland geträumt

hatten, das ihnen Halt gab, wenn sie seelisch bereit waren, abzugleiten und sich aufzugeben. Dieses Deutschland der Nachkriegsjahre ist eine unendliche Enttäuschung, es ist das Deutschland der Kriegsgewinnler, der Inflation und das Deutschland eines Hugo Ball, der als ehemaliger Offizier den „Dadaismus" gebar, das kindliche Gestammel in Sprache und Malerei, weil er erkannte, daß die Menschen der Nach=kriegszeit nicht mehr fähig waren, wirkliche echte Kunst ernst zu nehmen, da sie in den Jahren der Selbstbehaup=tung, des Kampfes um die Erhaltung ihrer Existenz die Fähigkeit zur Aufnahme sittlicher Werte, die ihnen die Kunst vermitteln konnte, verloren hatten.

Die „Armee hinter Stacheldraht" begründete den schrift=stellerischen Ruhm Edwin Erich Dwingers. Die Welt be=gann aufzuhorchen. Dwinger eröffnete mit diesem Buch die Reihe der wertvollen Kriegsliteratur, die aus dem Do=kumentarischen heraus geboren wurde, keine Mischung von Dichtung und Wahrheit, sondern Realismus, so hart, wie die Wirklichkeit des Leidens war. Er schildert in der Ich=Form das Erleben der Jahre der Erniedrigung und des Elends, in der die Welt des Soldatischen zerbrach und der aktive Held in Uniform und Waffe zum passiven Hel=den wurde, im Leiden und Erdulden größer noch als zu Zei=ten seiner geistigen und körperlichen Freiheit. Es ist ein erschütterndes Buch, das Buch eines Siebzehnjährigen, eines halben Kindes noch, das in der ersten Begeisterung für den vaterländischen Krieg vom Pferd geschossen wurde. „Im übrigen war ich siebzehn Jahre alt." Dieser Benjamin des Krieges sieht das Leben der Gefangenschaft so, wie es ein Siebzehnjähriger sehen muß, er ist nie klüger und weiß nie mehr, als seinem Alter zukommt, und wo er mehr sagen will, mehr sagen muß, um das ganze Grauen dieses Schick=

sals auszudrücken, da verstummt er, und sein Schweigen wird zur Anklage. „Stärker als das Schicksal ist der Mensch", und nur die charakterliche Stärke bietet einen Weg, lebend aus dem Chaos des russischen Siechtums hervorzugehen. Dwinger bewahrt die Kameradschaft, die er erfahren hat, zu treuen Händen, er setzt ihnen allen ein unvergängliches, zeitloses Denkmal, den Gefährten seiner Not, Blank, Brünn, Schnarrenberg und Dr. Berger, und über die Einzelschicksale erhebt sich d a s ausgemergelte Haupt des deutschen Kriegsgefangenen, des Gefangenen in allen Nationen, mit hohlen Wangen, brennenden Augen und mit der tödlichen Sehnsucht nach der Heimat, die Hunderttausende von ihnen nicht mehr wiedersehen sollen. Das Erlebnis ist fast stärker als die Ausdrucksmitel der Sprache, aber Dwinger gelingt es, das erschütternde Gemälde dieser Passion des Leidens zu zeichnen, mit heißem Herzen und unerbittlicher Objektivität. So geht das Buch hinaus in die Welt, wird in viele Sprachen übersetzt, selbst ins Russische, und es erhebt sich zu einer gewaltigen, gültigen Anklage gegen den Krieg, ein Denkmal für die Opfer aller Nationen, die dem Gott der Vernichtung und Zerstörung anheimfielen.

Mit der „Armee hinter Stacheldraht" beginnt das Schaffen Edwin Erich Dwingers als Chronist seiner Zeit. Er ist damit zu einer neuen literarischen Aussage gekommen. Dwinger schöpft nun aus eigenem Erleben, er benötigt keine erfundenen Helden, keine Menschen, die als seine geistigen Kinder die Erscheinungen einer aus den Fugen geratenen bürgerlichen Welt dokumentieren, er läßt die Menschen paradieren, die ihm während dieser Jahre begegneten, die Stillen, die ihr Schicksal wie eine unlösbare Bürde trugen, die auflehnenden Menschen, die gegen das Fatum ankämpf-

ten mit dem Mut der Verzweiflung und der Angst. Dwinger benötigt keine literarische Inspiration, wie er kein Literat und Romancier ist, er greift in das pulsende Leben hinein und wirft das Bild der Zeit unverzerrt und klar auf den Hintergrund einer hoffenden Menschheit. Als unbestechlicher Chronist trägt er eine hohe Verantwortung für sein Tun. Aber er wird dieser Verantwortung gerecht.

Dann kommt „Zwischen Weiß und Rot", die Schilderung der sibirischen Katastrophe, die sich fern von den Augen der europäischen Welt und für Europa fast lautlos vollzog. Wie Dwinger nach Kriegsende versucht, in die Heimat zurückzukommen, wie er Dienst nehmen muß in der Armee Koltschaks und den Untergang des zaristischen Reiches erlebt. Jeder kämpft gegen jeden, und zwischen dem weißen Rußland und der Flutwelle des roten steht Dwinger als abendländischer Geschichtsschreiber, erleidet und erlebt den letzten großen Untergang, sieht nochmals Kameradschaft und Hilfsbereitschaft, Verschlagenheit und Brutalität an sich vorüberziehen, Leidenschaften im Guten und im Schlechten, und als er nach Gefangenschaft durch die neuen roten Machthaber auf dem endgültigen Heimweg ist, mit englischem Paß, da denkt er abschiednehmend von dem Land, das sein Schicksal für sein ferneres Leben bestimmen wird: „Ich liebe dich, Rußland! Trotz allem . . ."

Als letztes und drittes Buch der „Deutschen Passion" erscheint 1932 das umfangreiche Werk „Wir rufen Deutschland", Heimkehr und Vermächtnis. Hatten sie geglaubt, das Land ihrer jahrelangen Sehnsucht nun endlich gefunden zu haben, so sahen sie sich bitterlich enttäuscht. Es war eine Heimat innerer Zerrissenheit, der Revolutionstage, der Kämpfe im Baltikum, des oberschlesischen Selbstschutzes, der Ermordung Erzbergers und Rathenaus, des

Separatismus im Rheinland, es war die Heimat der unaufhaltsamen Inflation und der endlosen Reparationskonferenzen bis zur Fertigstellung des Dawesplanes — ein Totentanz auf den Trümmern des geschlagenen Deutschlands. Aufopferung für die Idee einer Gesundung, ein fast unverständlicher Glaube an das Wiedererstehen der alten Heimat paarte sich mit dem üppigen Wuchern geiler Zeiterscheinungen, menschliche Hyänen wühlten im Dung des ersten Nachkriegsdeutschland nach verbliebenen Resten wirtschaftlicher Werte, und Dwinger bringt das Kaleidoskop dieser hektischen Zeiten mit seinen beiden früheren Nachkriegsbüchern in Übereinstimmung, so eine Trilogie schaffend, die als Spiegel und Ablauf Geschehenes für immer mit historischer Treue festhält. Niemand wohl hat vor und nach ihm ein so klares, bitteres und wahres Bild der geschichtlichen Jahre zwischen 1914 und 1924 entworfen. Zehn Jahre umspannen diese drei Bände der „Deutschen Passion", zehn Jahre des Elends, der Verzweiflung, der Würdelosigkeit des Menschlichen und der Vernichtung. Eine der gewaltigsten Trilogien, die je über die Kriegsleiden der Menschheit geschrieben wurden.

Drei Jahre nach Fertigstellung der großen Trilogie veröffentlicht Dwinger „Die letzten Reiter", das Denkmal der Baltikumkämpfer, das Ende des ritterlichen Kämpfens in einem anbrechenden Zeitalter der Mechanisierung und der Entseelung. Was in seinem sibirischen Tagebuch begonnen wurde, das setzt er hier fort, die Schilderung der Behauptung, der Wahrung des Menschlichen, trotz unglaublicher Not und Erniedrigung, Gemeinheit und Intrige. Der Baltikumkampf ist ein Abschnitt des ersten Weltkrieges, eine Fortsetzung auf einer anderen Ebene mit anderen Vorzeichen. Da sammeln sich Menschen im Freikorps Mannsfeld,

die noch den Idealismus haben, das Vaterland zu retten, die siedeln wollen, und die aus anderen Beweggründen erneut zur Waffe greifen, um im Baltikum gegen den einbrechenden Bolschewismus zu Felde zu ziehen. Sie bringen ihre eigenen Pferde mit, und die Pferde sind es, denen im Geheimen das Buch Dwingers gilt. Mit der Auflösung des Freikorps Mannsfeld hat die ruhmreiche Tradition der Reiterei ihr endgültiges Ende gefunden. Niemals wieder werden Reiterkavalkaden in ehrbarem, mannhaften Kampf gegeneinander ziehen, das Zeitalter der Technik mit Tanks und Maschinenwaffen stempelt den Krieg zu einer seelenlosen Barbarei. Die lodernde Heimat im Rücken, versuchen die Angehörigen des Freikorps ihre Ideale von Freiheit und Mannestum in die Tat umzusetzen. Und sie kehren zurück in ein Land, das in Zwiespalt zerrissen und politisch verhetzt ist, in ein Land, in dem die Ideale längst abgeschrieben wurden, in dem nur noch das Chaos regiert und der Widersinn. Die letzten Reiter sind es, die aus dem Baltikum zurückkommen, und es scheint, als sei mit ihrer Rückkehr und mit dem Ende des Freikorps auch die Anständigkeit und die Ordnung aus der hektischen Welt geflohen. So ist das Buch Dwingers wie ein Denkmal für eine gestorbene Zeit, ein alter Abschnitt endet, und die neue Zeit wirft schon ihren unheilschwangeren Schatten über die Jahre hinaus. Die Drachensaat ist bereit.

Dann kommt der zweite Krieg, und er ist eine Wiederholung all dessen, was Dwinger bereits im ersten erlitten hatte. Vielleicht ist es noch fürchterlicher, noch grausamer und grenzenloser, noch sinnloser das Ganze. Wieder zerbricht die Heimat, lösen sich alle Formen menschlicher Zusammengehörigkeit auf, sterben Millionen, verlieren Millionen ihre Wohnstätten und ziehen in riesigen Trecks durch

das Land, Züge des Elends und des Erbarmens. Die Geißel des Krieges fällt über die Städte, sie verschont weder Greis noch Frau, weder Kind noch Säugling. Der Vernichtungswille des modernen Krieges kennt keine Barrieren, sein namenloses Leid kein Maß. Als das Dröhnen der Bomben und das Peitschen der Maschinengewehre verstummte, blieb nur unendliches Weinen zurück, ausgebrannte Augen und der zerstörte Glaube an Gott. Wieder ist es Dwinger, der aufsteht und sondiert, der „Trotz allem . . ." nicht verhärtet ist, der dem Elend dieses zweiten Krieges ein Monument setzt, zur Mahnung kommender Geschlechter, immer wieder die Zeit spiegelnd, Chronist mit blutendem Herzen in einer gnadelosen Welt. „Wenn die Dämme brechen" ist der Untergang Ostpreußens, der große Zug der Massen in die Sicherheit des Westens, in den Tod, den Hunger und in die Hoffnungslosigkeit. Was Menschen überhaupt erleiden können, was bis an das Maß des Erduldens langt, hier wird es verewigt, in einer Chronik der Bewährung, des Todes und der Not. Der Wahnsinn rast über die Heimat, über Ostpreußen, und hinter seinem Schritt bleiben die Leichen Ermordeter zurück, das Weinen eines verlassenen Kindes und eines sterbenden Tieres. Der Schrei der untergehenden Landschaft, das mutige Versinken der Bevölkerung, die Irrsinnstaten cäsarenwahnsinniger Parteifunktionäre, — ein grausiges Bild und ein wahres Bild, das hier Dwinger mit leidenschaftsloser Sicherheit und Wirklichkeitstreue in die Welt projiziert, auf daß das Unrecht an den Menschen gebrandmarkt werde.

Dann kommt „General Wlassow", eine Tragödie unserer Zeit. Das Schicksal des russischen Generals, der bereit gewesen war, mit den deutschen Truppen und mit einer freiwilligen russischen Armee, aus Kriegsgefangenen rekru=

tiert, seine Heimat vom Bolschewismus befreien zu helfen. Vor einer kleinen Jagdhütte in einem Wald seines Landbesitzes im Allgäu steht noch die Bank, auf der 1943 General Wlassow saß, als Dwinger mit ihm in Verbindung kam. In diesem Buch ist viel Autobiographisches über Dwinger zu lesen. Der „Schriftsteller Hollstein" ist Edwin Erich Dwinger, der Rußlandkenner und Mensch, der sich mit allen seinen Verbindungen und Kenntnissen für die Erleichterung des Loses der russischen Kriegsgefangenen einsetzt. Daß das Schicksal Wlassows ein tragisches wird, liegt in der Natur der Sache. Unverständnis der leitenden Führungsstellen, Rassendünkel und Überheblichkeit, Korruption und Intrigen ließen den Plan einer russischen Befreiungsarmee unter General Wlassows Führung zunichte werden. Wlassow fiel in die Hände der Sowjets.

Noch einmal nimmt Dwinger in seinem neuesten Buch „Sie suchten die Freiheit" das Thema des Ostens auf. Wieder ein Untergang, die Vernichtung des legendären Kosakentums, das während des letzten Krieges unter Führung einer deutschen Abteilung Freiwilligenverbände am Kuban aufstellen sollte. Ataman Kulakoff, der große Kosakenführer, sammelt zum letzten Male seine Männer, stolz in alter zaristischer Uniform, aber auch die Kosakenverbände scheitern wie Wlassow an der Wahnsinnspolitik des Dritten Reiches, sie und ganze kaukasische Volksstämme müssen sich ihrer Sympathien mit den Deutschen wegen den rückflutenden Wehrmachtsteilen anschließen und geraten nach Kärnten, von wo die Engländer sie den Sowjets als geschlossene Verbände ausliefern. Hunderttausende werden in die Bergwerke des Urals verschleppt, und mehr als zweieinhalb Tausend nehmen sich mit Frauen und Kindern in einem Tal unweit Linz das Leben.

Edwin Erich Dwinger ist kein bequemer Autor, er kennt keine Konzessionen an den Leser, er ist kein Schriftsteller sensibler Gemüter, kein literarischer Ästhet, ebensowenig wie das Leben Konzessionen macht. Dwinger ist der Chronist unseres Jahrhunderts, und als solcher ist er der Ehrlichkeit der Darstellung verpflichtet. Heute kennt ihn die ganze freie Welt, und diese Welt ist sich einig in der Erkenntnis der Gefahr des Bolschewismus, sie hat durch Dwingers Feder Antrieb und Ansporn erfahren, um mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln diese Freiheit bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Als Deuter der russischen Sphinx schärfte er uns die Augen gegenüber dem Weltfeind Bolschewismus, zeigte uns jedoch wiederum, daß im russischen Volke große Werte ruhen. Rufer und Mahner des Jahrhunderts, Chronist höchster Gnaden und unbestechlicher Wahrheit — das ist Edwin Erich Dwinger, der der Passion der Menschheit unserer Zeit in seinen Werken ein unvergängliches Denkmal schuf.

„Ich bin erst Landwirt und dann Schriftsteller. Und das hat mir über die Schwere der Zeit hinweggeholfen. Nicht materiell, sondern überhaupt als Mensch. Die Fülle der Erlebnisse und der Gesichte verdichtet sich erst hier in der Weite der Landschaft. Hier erhalte ich die Distanz zu der Vergangenheit, die Abgeklärtheit. Und es kommt der Augenblick, wo das Gebrüll in den Ställen, das Kalben einer Kuh und das Wiehern der Pferde mir wichtiger erscheint als der ganze Lauf des Weltgeschehens."

Edwin Erich Dwinger

„In allen Ländern streitet man sich herum, statt einen gesunden Block ‚Europa' zu schaffen, der dem Bolschewismus widerstehen könnte. Alle schachern um drei Pfennige, während in ihrem Rücken die Flut heraufsteigt, die alles verschlingen wird ..."

E. E. Dwinger: „Zwischen Weiß und Rot"